

Maurice Ravel: "*La Valse*"

Als Maurice Ravel im Jahr 1920 die Symphonische Dichtung "*La Valse*" fertig stellte, hatte sie noch einen ganz anderen Titel. Es sollte darin um "*Wien und seine Walzer*" gehen - und so hieß sie auch schlicht: "*Wien*". Sergej Diaghilew, der Gründer und Leiter des *Ballets Russes*, hatte sich dieses Auftragswerk als eine Ballettmusik gewünscht. Ravel nannte sein Werk ursprünglich ein "*Poème choréographique*", also ein choreographisches Gedicht und hatte das Ballett dabei wohl fest im Blick. Doch Diaghilew lehnte das Auftragswerk schon nach dem ersten Hören ab: Er fand, es sei keine wirkliche Ballettmusik, sondern mehr das "*Porträt eines Balletts*".

Ravel veröffentlichte „*La Valse*“ gleichzeitig in einer Orchesterfassung, als Version für Klavier solo und auch für zwei Klaviere. Sie sind also keine Vorstufen für die finale Orchesterpartitur oder nachträglich erstellte Klavierauszüge, sondern musikalisch eigenständige Werkkfassungen. Stärker noch als in der Orchesterpartitur treten in den Klavierfassungen Struktur und Artikulation sowie Klarheit der Linien hervor.

"*La Valse*" wurde im Dezember 1920 als reines Orchesterstück uraufgeführt. Jetzt nach dem Ersten Weltkrieg änderte er den Titel in das neutrale "*La Valse*", denn Wien beziehungsweise Österreich waren nun für die Franzosen mit traumatischen Erinnerungen behaftet. Es geht natürlich in dieser Musik immer noch um die Heimat des Wiener Walzers, das hört man sofort – aber Ravel ging es damals um noch viel mehr.

Fasziniert von der Musik von Johann Strauß einerseits und von der Idee einer Auflösung des Walzers andererseits hatte Ravel die Musik zu diesem Werk schon sehr lange im Kopf. Er griff dabei auf Material zurück, das er seit 1906 gesammelt hatte. In der subtilen Klangwelt, die er hier entwickelte, gibt es schon zu Beginn zahlreiche Vorahnungen der drohenden Zerstörung, mit düster knarrenden Holzbläsern und unheilvoll schrägen Harmonien. Immer wieder streut Ravel die schönsten Melodien ein, diese aber mit einer Begleitung, die manchmal wie schweres Geschütz, wie herannahende Bombergeschwader klingt. Mit raffinierten Details erweist sich Ravel auch hier einmal mehr als ein Meister der Orchestrierens.

In eine anfangs unglaubliche dunkle Klangatmosphäre, in der Orchesterfassung nur mit Kontrabässen mit tiefen, langsamen Trillern besetzt, setzt mit Fagott und Bassklarinette wie eine Todesahnung ein Herzschlag-ähnlicher Puls ein. Fragmente von Walzermelodien tauchen auf, verschiedene Einflüsse treffen aufeinander: zuerst das typisch Wienerische - manche Melodien klingen wie bei Johann Strauß, die im wogende Rhythmus des Wiener Walzers voll auskosten werden. Doch dann grätscht ein Militärmarsch in die Walzersedigkeit hinein, dringt insistierend, ja zersetzend immer mehr ein und kämpft gegen den Walzerrhythmus. Dazu lässt

Ravel die Walzerklänge durch impressionistische Rhythmen und Harmonien verschwimmen, bis schliesslich das, was einmal als Walzer angefangen hat, ins Stolpern gerät, auseinander fällt und sich in turbulenter Selbstzerstörung auflöst. Die glanzvolle Welt des Walzers - zerstört. Zerstört wie die Welt des 19. Jahrhunderts durch den I. Weltkrieg, ein Abgesang auf die k.u.k.-Monarchie.

Klanglich ist endgültig die Moderne erreicht. Verstört bleiben wir Zuhörer angesichts des Scherbenhaufens zurück.